

Alter Caravan, neues Leben



Foto: Marion Hahnfeldt

Zwei Räder. Ein Bett. Ein Tisch. Eine launisch-labile Heizung. Ein Kocher. Ein Kühlschrank. Das wars. Kein Klo. Keine Dusche. Kein Wasseranschluss. Der Luxus im neuen Heim ist übersichtlich. Zugleich aber ist es das Glück. Ein großes Glück im kleinen Glück sozusagen. Oder umgekehrt. Mit vielen Unwägbarkeiten.

Seit mehr als fünf Monaten lebe ich in einem Wohnwagen, obwohl ich nie einen Wohnwagen haben wollte. In meinem Herzen war ich immer Zelter, im Urlaub hat mir das immer gereicht. Morgens unter der Plane aufzuwachen, nichts weiter über mir als der Himmel, der Regen, die Sonne. Doch neue Aufgaben erforderten neue Umstände, ein Umzug für einen neuen Job stand an, und weil ich mit meinem Partner in der alten Heimatstadt gerade umgezogen war, suchte ich nach einem Weg, nicht schon wieder Kartons packen zu müssen, zugleich war ich die Suche nach einer Wohnung müde.

Ich hätte mich in ein WG-Zimmer einmieten können. Das allerdings erschien mir angesichts meines Alters nicht angemessen. Also entsann ich mich, nachdem ich einen großen Teil an Gartenkolonien nach fragwürdigen Alternativen abgeklappert hatte, an einen Besuch in einem amerikanischen Trailerpark. Gesagt, getan. Und nach einigem Hin und Her war er dann erstanden, der Wohnwagen, mein neues Zuhause. Ein Château, Erstzulassung 1994. Typ Chiara, Trophée 450. Und hier hocken wir beiden Dickköpfe nun zusammen und arbeiten uns gemeinsam durch die Zeit.

Meine erste Nachricht ins alte Leben hieß: „Stolz wie Bolle. Wenn man ein Château hat. Hab ich. Und wie.“

Der Prozess begann derweil schleichend. Von 110-Quadratmeter mit Garten auf zunächst 40 Quadratmeter mit zwei Zimmern und Balkon auf jetzt sieben Quadratmeter im Wohnwagen.

Ein Haus war für mich schon früher nie eine Option gewesen. Die Vorstellung, Jahre im Voraus zu planen, all die Arbeit, das Kümmern, die finanziellen Abhängigkeiten, das Wissen, sich auf Teufel komm raus verbiegen zu müssen, nur, um am Ende eine eigene Auffahrt zu besitzen, der Preis war mir immer zu hoch. Und so ganz verstand und verstehe ich die Begehrlichkeiten auch nicht, wenn – wie gerade gelesen – ein junges Paar öffentlich darüber jammert, nicht die richtige Immobilie zu finden und den Wunsch nach einem Haus tatsächlich mit Sätzen begründet wie: „Man kann schon von einem gewissen sozialen Druck sprechen. Man kennt das ja aus dem Freundeskreis, wenn einige anfangen, Kinder zu bekommen, das ist vergleichbar.“

In unserer großen Wohnung besaßen mein Partner und ich vier Zimmer, wobei das Wohnzimmer

Was braucht man wirklich zum Leben? Ein Dach über dem Kopf. Im Winter eine Heizung und einen Kocher, auf dem man sich zum Sonnenaufgang einen Kaffee brühen kann. Fünf Quadratmeter im Wohnwagen – und ein Tisch als Bett.

VON MARION HAHNFELDT

Mehr Informationen zum Projekt im Blog www.newlifeoldcaravan.de

genau genommen aus zwei Räumen bestand, mit Schiebetür und antikem Ofen. Den größten Teil der Zeit aber verbrachten wir in der Küche. Aus dieser Zeit erinnere ich mich an einen Nachbarn, der vor dem Hauseingang mit dem Messer in der Hand das Moos aus den Gehwegplatten pulte; Stunde für Stunde hockte er auf der Straße, vom Fenster aus sah ich ihm dabei heimlich zu und dachte derweil an die verlorene Lebenszeit. Wenige Monate später war er tot. Und wir beschlossen, uns zu verkleinern. Wir verschenkten den Großteil unserer Möbel, die Garderobe wurde aussortiert, Bücher weggeworfen oder verkauft.

Zunächst plante ich, nur ein, zwei Nächte die Woche im Wohnwagen zu verbringen – und den Rest der Zeit zu pendeln. Es kam anders. Mein Partner pendelte stattdessen immer öfter zu mir und dem Wohnwagen.

Dabei hatte ich mich anfangs noch gesorgt über mein neues Dasein. Ein Leben im Wohnwagen ist ja nicht eben das, was man sich für die eigene Biografie üblicherweise erwünscht. Trailer Trash, also Trailer Müll, nennt man in England Wohnwagensiedlungen, und das hat natürlich seinen Grund. Zu tief ist Vorstellung in den Köpfen verankert, dass nur, wer es sozial verbockt hat, in einem Wohnwagen lebt, in Deutschland ist das nicht anders. Zum Teil mag das stimmen, auch hier auf dem Campingplatz gibt es Menschen, die für sich keinen anderen Ausweg mehr wissen, nur, es gibt sie nicht ausschließlich.

Es gibt hier Leute, die ihr Haus verkauften, weil etwa die Kinder ausgezogen waren und sie mit dem überflüssigen Platz nichts mehr anzufangen wussten. Sie tauschten ihr altes Leben gegen ein Neues, weil sie hier auf dem Campingplatz für sich mehr Freiheiten vermuteten, weil sie der Natur nah sind, weil sie für ihr Geld hier mehr Komfort bekommen.

Und doch war das Ankommen hier nicht immer einfach, gerade der Winter machte es mir schwer. Dazu die neue Stadt, der neue Job, und das Wissen, dass auf mich nichts weiter wartet außer ein ausgekühlter Wohnwagen. Und in Momenten wie diesen sehnte ich mich zurück nach meinem alten Leben mit all den kleinen Selbstverständlichkeiten, die Zweifel an dem Vorhaben überwogen. Aber den Abs folgten in beruhigender Kontinuität die Auf's. Und mit zunehmender Zeit fand ich mich immer besser ein. Heute sind mein Wohnwagen und ich ein eingespieltes Team, wir sind uns vertraut, selbst im Dunkeln weiß ich mich in seinem Inneren wie eine Katze zu bewegen, und er weiß, dass er sich auf mich verlassen kann. Und während ich vor gar nicht so langer Zeit Fragen nach meiner Unterkunft eher auswich, ist mir das Geständnis, im Wohnwagen zu leben, heute nicht mehr ausschließlich unangenehm, ich benutze tatsächlich das Wort „Zuhause“.

Die Reaktionen sind zumeist auch positiv, und es sind auch immer dieselben Fragen. Angst im klassischen Sinn aber, dass mir hier jemand etwas antun könnte, die hatte ich nicht eine Sekunde. Meine Ängste waren immer eher praktischer Natur. Ob das Gas reicht, ob die Flasche in der Kälte explodiert, und immer wieder die Erleichterung beim Abbiegen um die Kurve, dass der Wohnwagen nicht in Flammen steht.

Ich war hier mit der Frage angetreten, was braucht man wirklich zum Leben? Jetzt weiß ich, wie wenig tatsächlich vonnöten ist und wie befreiend das Wenige sein kann.

Ich habe kein Klo. Ich habe keinen Fernseher, kein Radio. Die Wäsche wasche ich ein Mal pro Woche in der Waschmaschine auf dem Campingplatz, die Toilettengänge versuche ich, auf angenehme Umgebung zu verschieben. Mein Bad ist der See. Wasser hole ich mit dem Kanister auf dem Fahrrad.

Die größte Kunst besteht aktuell darin, die Dinge so zu sortieren, dass sie ein geordnetes Ganzes ergeben. Denn was mir vorher nicht klar war: Weniger Platz erfordert ein Mehr an Disziplin, jeder Verstoß wird umgehend bestraft, das Leben im Wohnwagen schult das Bewusstsein; man könnte auch sagen, es ist der stetige Versuch, das Chaos zu bewältigen.

Der schönste Moment? Am Morgen. Wenn ich dem Tag mit einer Tasse Kaffee beim Aufstehen zusehen kann. Die Nacht. Wenn die Sterne so klar am Himmel stehen, als könne man sie greifen. Das sind Augenblicke, die tatsächlich mit allem versöhnen. Mit der Kälte. Mit dem Alleinsein. Mit der räumlichen Beschränktheit.

Vielleicht ist es ja Selbstbetrug. Vielleicht kommt in Zukunft alles ganz anders. Nur, was heißt das schon.



Foto: Marion Hahnfeldt

Nett kann man es sich auch innen machen.